

FILM

Kriegskulisse

Die Regisseurin Feo Aladag dreht in Afghanistan den ersten deutschen Spielfilm während eines Militäreinsatzes. Er kommt ins Kino, wenn die deutschen Soldaten abziehen, und wird das Bild dieses Krieges prägen. *Von Philipp Oehmke*

Es ist kurz vor zehn am Abend, der Krieg, oder was das da draußen ist, läuft noch immer, und Bernd Wilhelm, Oberstleutnant der Bundeswehr, würde gern schlafen gehen. Aber der Oberstleutnant muss sich um ein paar dieser Filmleute kümmern, die vor 43 Tagen hier im Isaf-Lager in Masar-i-Scharif angekommen sind. Filmleute leben nach einer anderen Uhr als Soldaten, aber das, sagt Wilhelm, ist wahrscheinlich noch der kleinste Unterschied. Er wartet vor der deutschen Feldküche, es ist dunkel im Lager, die Glut seiner Zigarette ist das einzige Licht.

Seit sechs Wochen dreht eine gewisse Frau Dr. Aladag, eine Regisseurin aus Berlin, hier einen Spielfilm, der nächstes Jahr im Frühjahr in die Kinos kommen soll. In dem Film wird es um die Bundeswehr und ihren Einsatz hier in Afghanistan gehen, aber auch um die Afghanen und darum, wieso diese beiden Seiten einander so schwer verstehen und warum dieser Einsatz am Ende vielleicht sinnlos war.

Worum es genau geht in dem Film, weiß Wilhelm nicht. Wenn das Team außerhalb des Lagers dreht, ist er nicht dabei, das Drehbuch hat ihm niemand gezeigt, aber er soll darauf achten, dass die Leute vom Filmteam aus Berlin sich hier im Lager zurechtfinden, keinen Unsinn machen und dass ihnen da draußen in Afghanistan nichts passiert.

Es ist für beide Seiten ein riskantes und irgendwie irrsinniges Unterfangen.

Kann man mit 40 Leuten in ein Kriegsgebiet reisen, in dem es immer noch jeden Tag zu militärischen Auseinandersetzungen kommt, und dort mit Schauspielern, Sets, Kostümen, Licht und Special Effects einen Spielfilm drehen? Bisher glaubte man, das gehe nicht. Die meisten Filme, die es über Afghanistan gibt, sind in Marokko gedreht worden, weil es dort angeblich so ähnlich aussieht. In Kathryn Bigelows Oscar-prämiertem Irak-Drama „The Hurt Locker“ muss Jordanien als Irak durchgehen. Und der Dschungel in „Apocalypse Now“ von Francis Ford Coppola ist in Wirklichkeit nicht in Vietnam, sondern auf den Philippinen.

Die Regisseurin Feo Aladag, Anfang vierzig, blond und zart, hat überhaupt

erst einen Film gemacht, der hat allerdings gleich 47 Preise gewonnen und wurde als deutscher Beitrag ins Oscar-Rennen geschickt. Er heißt „Die Fremde“, kam 2010 heraus und ist ein ziemlich niederschmetterndes Drama über den Konflikt einer jungen Deutschtürkin mit ihrer Familie.

Vor fünf Jahren hat Aladag in einer Zeitung ein Foto gefunden, es zeigte einen Bundeswehrsoldaten, Afghanistan, Abendsonne, der Mann steht da in einer offensiven Pose: ein kämpfender deutscher Soldat, von dem wir lange Zeit glaubten, dass es ihn nie wieder geben sollte. Aladag hat sich das Foto über ihren Schreibtisch gehängt und jeden Tag angeschaut. Es war die Zeit, als man in Deutschland gerade erst begonnen hatte,

**Ronald Zehrfeld,
der Hauptdarsteller, sagt:
„Hier wirst du ganz
schön zu Obst gemacht.“**

davon zu sprechen, dass Deutschland einen Krieg führt. Was genau die Soldaten dort in Afghanistan machen und warum, interessierte niemanden so genau. Ab und zu fuhren Prominente wie Til Schweiger, Kurt Krömer oder Matze Knop zu den Soldaten für ein paar Fotos und Gags. Die meisten Leute, mit denen man sprach, waren bald gegen den Einsatz, aber auch nicht so sehr, dass sie dafür auf die Straße gegangen wären. Nächstes Jahr soll er enden. Was bleibt, ist Ratlosigkeit.

Wenn ein Film ernsthaft erfassen wolle, was die Bundeswehr dort mache und warum dieser Einsatz so schwierig sei, müsste er auch bei der Bundeswehr entstehen, glaubte Aladag, in den Feldlagern und Containern in Afghanistan, in Masar-i-Scharif, Kabul und Kunduz, er müsste die Stimmung dort aufnehmen, und die Schauspieler müssten bei den echten Soldaten leben. Und er müsste in den Dörfern der Taliban gefilmt sein mit echten afghanischen Schauspielern, die aus eigener Erfahrung wissen, was es bedeutet, wenn eine Patrouille einer fremden Streitmacht durch dein Dorf rollt.

Anfang Juni, Feo Aladag dreht in einem Bergdorf namens Sultan Baba eine Szene, in der deutsche Soldaten in einen Hinterhalt geraten. Es sind 44 Grad, Aladag lässt einen Liter Elektrolyte in sich hineinlaufen. Sieben bis acht Liter Flüssigkeit pro Tag bitte, sagt Martin Lang, der Sicherheitschef der Produktion, ein ehemaliger Soldat, sonst kippt man um.

Afghanische Sprengmeister mit langen Bärten haben gerade eine ziemlich imposante Explosion gezündet, es rumst und staubt. Hauptdarsteller Ronald Zehrfeld, der einen Bundeswehrhauptmann spielt, krümmt sich in einer Drehpause über einem Abwassergraben und kotzt. Er hat zu viel aufgewirbelten Staub gefressen. Der Staub, so macht es am Set die Runde, soll 40 Prozent menschliche Fäkalien enthalten. Zehrfeld trägt wie alle anderen deutschen Schauspieler die komplette Kampfmontur mit schusssicherer Weste, Rucksack, Waffen, das sind gute 40 Kilo zusätzlich. Wenn es kräftemäßig nicht mehr weitergehen will für Zehrfeld, berlinert er sich mit seinem Kollegen Felix Kramer schimpfend aus dem Dreck. Beide sind in Ost-Berlin geboren, Treptow-Köpenick der eine, Marzahn-Hellersdorf der andere, zwei Ost-Berliner am Hindukusch, Zehrfeld sagt: „Hier wirst du ganz schön zu Obst gemacht.“

Die Dorfbewohner schauen sich das aus der Distanz an. Die echten Soldaten sind weg, jetzt kommen die falschen. Und ist hier eine Frau wirklich die Chefin? Sagt sie diesem großen Mann dort drüben, gemeint ist Schauspieler Zehrfeld, wirklich, was er zu tun hat, oder ist das ein Missverständnis? Immerhin trägt sie ein Kopftuch über ihren blonden Haaren. Was aber für den Dorfältesten vor allem zählt, ist, dass diese Frau ihm dafür eine Asphaltstraße durch das Dorf und neue Teppiche für die Moschee bezahlt.

Seit sechs Wochen filmt Feo Aladag in Afghanistan, ihr Team ist ausgelagert, aber es hält die Stimmung hoch. Der Film, den Aladag „Später im Sommer“ nennen will, erzählt die Geschichte einer Verstrickung – wie nur der Krieg sie erschaffen kann: Da ist der Bundeswehrhauptmann, der mit seinen Soldaten und ein paar af-



Filmemacherin Aladag am Set im Isaf-Camp in Masar-i-Scharif



Dreharbeiten zu „Später im Sommer“ in Sultan Baba

ghanischen Arbaki-Kämpfern ein Safe House halten muss, und da ist sein afghanischer Übersetzer, ein junger, verängstigter Mann, der ein bisschen Englisch kann und Deutsch lernt und versucht, für sich und seine Schwester zu sorgen. Für die Soldaten ist er Gold wert.

Für viele Afghanen ist er ein Verräter, ein Kollaborateur der Besatzungsmacht. Er wird bedroht, er wird angegriffen. Der Bundeswehrmann, der ein großes, weiches Herz hat, will den „Terp“, wie die Übersetzer im Isaf-Sprech genannt werden, beschützen. Er will ihm helfen, dass sein Aufnahmeantrag für Deutschland bewilligt wird, doch er scheitert krachend an der deutschen Behördenbürokratie.

Es ist eine erfundene wahre Geschichte. Deutschland ist das einzige Land der Isaf-Koalition, das seinen sogenannten Ortskräften, die ihr Leben aufs Spiel setzen, nicht großzügig Aufenthaltsrecht anbietet. Die Amerikaner haben schon Hunderte Übersetzer aufgenommen. Deutschland besteht auf Einzelfallprüfung. Ist jemand wirklich in Gefahr, oder will er in Berlin nur einen Gemüsestand aufmachen? Das Prüfverfahren ist deutsch und kompliziert, Bundeswehr, Auswärtiges Amt und Innenministerium sind beteiligt. Ein Sprecher des Innenministeriums sagt, Ende Juni lagen circa 170 Anträge vor. 22 sind geprüft, 3 davon bewilligt.

Als es Abend wird in dem Dorf Sultan Baba, setzt sich Martin Lang ein Nachtlichtgerät auf sein Gesicht. Der Sicherheitsmann ist 36 Jahre alt, 15 davon war er bei der Bundeswehr, erst voriges Jahr ist er ausgeschieden. Martin Lang, muskulös, braungebrannt und stolz auf einen stets niedrigen Puls, spricht in einem knappen, technischen Deutsch, das typisch ist für ehemalige Bundeswehrsoldaten. Zuletzt hat er als Hauptmann afghanische Soldaten in Kunduz ausgebildet. Dort lernte er auch Aladag kennen, die auf einer ihrer Recherchereisen für den Film war. Er musste sie mit auf Einsätze nehmen, und weil sie „zumindest nicht negativ aufgefallen ist“, wie Lang sagt, hat er sich von ihr anheuern lassen.

Über ein Spezialfunkgerät ist er mit der nächsten Isaf-Patrouille verbunden und dem JDOC, der Einsatzzentrale, die sofort ein QRT, ein Quick Reaction Team, losschicken kann. Vor Langs Bauch baumelt ein G36-Gewehr, von dem er behauptet, es sei schussunfähig. Die Filmcrew vertraut Lang grenzenlos.

Die Filmcrew, das sind nicht nur die 40 aus Deutschland Angereisten, sie besteht auch aus circa 20 Afghanen. Da ist vor allem Mohamad Mohsen, den alle nur Mohsi nennen, er spielt den Übersetzer. Nur

ist er gar kein Schauspieler. Er war in seinem Dorf Gur-e-Mar bloß auf Arbeitssuche, als er diese blonde Frau und ein paar andere Fremde sah.

Gur-e-Mar heißt auf Deutsch „Grab der Schlange“, die Taliban waren stark in Gur-e-Mar. Auch Mohsis Vater soll ein Talib gewesen sein, ein guter Mann, sagen sie in Gur-e-Mar über ihn, bis amerikanische Soldaten kamen und ihn töteten. Mohsi wusste sein Alter nicht, aber er wusste, dass er nun der Älteste war und die Mutter und seine beiden Schwestern versorgen musste.

Er sprach die Fremden an, die da in sein Dorf kamen, ob es bei ihnen Arbeit gebe. Arbeit nicht, aber er könne die Hauptrolle in dem Film spielen, sagte Aladag und bestellte diesen vielleicht 18- oder 19-jährigen Mann für den nächsten Tag zum Casting. Sie wusste, sie hatte ihren Übersetzer entdeckt. Dass er noch nie geschauspielert hatte? Mohsi bekam einen Schauspielcoach und lernte Englisch und ein bisschen Deutsch. Inzwischen hat er fast alle Szenen abgedreht,

Auch Mohsis Vater soll ein Talib gewesen sein. Bis amerikanische Soldaten kamen und ihn töteten.

er hat es gut, vielleicht sogar sehr gut hingekriegt. Aber genauso wie die Filmfigur, die er spielt, hat er Angst. Was passiert, wenn die Filmcrew in ein paar Wochen weg ist? In Gur-e-Mar heißt es schon, er sei ein Verräter. Er sei seines Vaters nicht wert. Sie hätten ihm gedroht, sagt Mohsi.

Feo Aladag, nicht nur Regisseurin, sondern auch Drehbuchautorin und Produzentin des Films, hat eine jahrelange Recherche für diesen Film hinter sich. Sie hat sich bei der Bundeswehr in Kunduz embedden lassen, hat mit den Soldaten im Unterholz übernachtet, gelernt, wie sie sprechen und denken, und sie hat immer wieder mit dem Verteidigungsministerium und dem Einsatzführungskommando der Bundeswehr über die Zusammenarbeit verhandelt, die mehrmals kurz vor dem Ende stand.

Was will, fragten sich einige bei der Bundeswehr, diese junge Frau von uns, die so höflich und gewandt ist, die einen aber in den Boden redet, wenn man nicht aufpasst, und die vor nichts Angst zu haben scheint?

Feo Aladag wurde als Feodora Irina Antonia Maria Schenk geboren, sie ist Österreicherin, und ihre Familie ist auf vielen komplizierten Wegen mit dem europäischen Hochadel verwandt. Vor elf Jahren hat sie den türkischstämmigen Filmemacher Züli Aladag geheiratet und ihren Namen geändert.

Doch natürlich sind da noch die Verbindungen der Familie. Ihre Cousine, zum Beispiel, Irina zu Sayn-Wittgenstein, ist befreundet mit dem ehemaligen pakistanischen Ministerpräsidenten Shaukat Aziz. Der hat seinen Freund Hedayat Amin Arsala angerufen, einen der wichtigsten Männer in Karzais Regierung, der wiederum den Gouverneur in Masar-i-Scharif anwies, der deutschen Regisseurin die Türen zu öffnen. Der Gouverneur hat Aladag sofort zwei Leute seines Geheimdienstes und ein paar Männer der National Police abgestellt.

So laufen die Dinge in Afghanistan. In Deutschland war es nicht so leicht. Aladag sagt: „Man versteht relativ schnell, dass man sich, wenn man mit Apparaten wie Bundeswehr und Verteidigungsministerium zu tun hat, horizontal wie vertikal vernetzen muss. Das heißt, du musst ein paar haben, die offen für dich arbeiten, und ein paar verdeckt im Hintergrund.“

Tief in diesem Hintergrund wirkten für Aladag prominente deutsche Politiker. Leider wollen sie auch tief in diesem Hintergrund bleiben und nicht genannt werden, solange sie nicht wissen, was Aladag da für einen Film gedreht hat. Diese Politiker jedenfalls konnten, wenn es nötig wurde, für Aladag den Verteidigungsminister Thomas de Maizière auch mal auf dem Handy anrufen. Und de Maizière begriff, dass ein Film, der im Jahr des offiziellen Abzugs in den deutschen Kinos läuft, das Bild über diesen Einsatz über Jahre prägen kann. Nur, welches Bild will man überhaupt vermitteln? Darüber herrschen innerhalb von Bundeswehr und Verteidigungsministerium unterschiedliche Auffassungen. Ist Afghanistan dieser gefährliche Ort auf der Weltkarte, immer noch Hort für Terroristen, was unsere Militärpräsenz dort rechtfertigt? Oder ist das Land auf dem Weg zu einer Zivilgesellschaft, so dass wir nächstes Jahr guten Gewissens abziehen können?

Diese Uneinigkeit führte dazu, dass die Kooperation immer wieder aufgekündigt wurde. Eine entscheidende Stelle bei der Bundeswehr wurde neu besetzt – der Nachfolger stoppte als Erstes das Filmprojekt, dann musste de Maizière wieder eingreifen, es ging weiter bis zum nächsten Stopp. Der letzte kam ein paar Wochen vor Drehbeginn. Die Bundeswehr hatte herausgefunden, dass die Regisseurin plante, ihre damals zehn Monate alte Tochter mit nach Afghanistan zu nehmen. Ein Baby. Auf einen Militärstützpunkt. Im Kriegseinsatz. Das war das Verrückteste, was sie bei der Bundeswehr je gehört hatten. Darauf sagte Aladag, sie sei nun mal alleinerziehende Mutter, sie werde deswegen mit dem Kind nicht bei der Bundeswehr wohnen, sondern woanders, allein, in einem Haus in Masar-i-Scharif. Das fand die Bundeswehr noch verrückter. Egal wo Frau Aladag nun wohne, das Baby dürfe nicht nach Afghanistan.



Video: Philipp Oehmke über die Dreharbeiten in Afghanistan

spiegel.de/app322013afghanistan
oder in der App DER SPIEGEL



Regisseurin Aladag mit Schauspielern*, Bundeswehrosoldaten: „Die echten sind weg, jetzt kommen die falschen“

Für die Soldaten, vor allem für diejenigen, die das Lager in ihrer viermonatigen Einsatzzeit kein einziges Mal verlassen, ist da draußen wildes Feindesland, wo selbstgebastelte Sprengsätze am Wegesrand liegen, die Taliban marodieren und man niemandem vertrauen kann. Man kann das verstehen, zu viel ist schon passiert, jeden Tag gibt es Anschläge.

Für die meisten Leute vom Film, die morgens in zerbeulten Toyota-Bussen das Isaf-Lager wie zu einem Wandertag verlassen, ist Afghanistan ein Land voll schöner Motive und schönem Licht mit freundlichen Menschen, die einen mit frischer Ziegenmilch begrüßen. Beide Sichtweisen spiegeln irgendwie die Wahrheit, was es ja so kompliziert macht in Afghanistan.

Jedenfalls wohnt Aladag nun mit Haushälterin, Hausmeister, Fahrer, dem politischen Berater des Films in Masar-i-Scharif in einem Haus, in dessen Garten auch drei Kamele leben. Nachts drehen die Amerikaner in ihren „Black Hawk“- und „Apache“-Hubschraubern Platzrunden über der Siedlung. Aladag sagt, sie flögen die Co-Piloten fit für neue Einsätze in anderen Ländern. An der Einfahrt zu dieser Häusersiedlung ist eine Schranke, die allerdings nie geschlossen ist, in der Nachbarschaft wohnen Südafrikaner und Koreaner. Gefährlich? Aladag sagt, ihr Fahrer Nazir sei ein berühmter Kampfhubschrauberpilot. Er hat nach dem 11. September amerikani-

sche Special Forces nachts zu Einsätzen nach Afghanistan geflogen. Ihre afghanische Haushälterin hat sieben Kinder. Mit 15 wurde sie verheiratet. Aladag hat sie gefragt, ob sie in einer Nebenrolle im Film mitspielen wolle. Aber sie möchte nicht, auch nicht für sehr viel Geld. Ihr Mann, sagt sie, könne den Film irgendwann sehen, und dann würde er sie verjagen oder töten.

Oberstleutnant Wilhelm sagt: „Ich gehe jetzt davon aus, dass das Kind von Frau Dr. Aladag nicht dabei ist. Aber natürlich habe ich das nicht selbst überprüft.“

Ist das nicht ihre Sache?

„Na ja. Wenn etwas passiert, müssen wir ausrücken. Da können wir nicht sagen, wir haben sie gewarnt, selbst schuld.“

Erst zwei Tage zuvor musste tatsächlich ausgerückt werden. Aladag hatte im Innenhof der Universität in Masar-i-Scharif gedreht, eine Szene mit der weiblichen afghanischen Hauptdarstellerin, der Schwester des Übersetzers. Plötzlich entsteht ein Pulk, andere Studenten, alles Männer, alle mit Bart, sie studieren die Scharia, also Jura, wenn man so will.

Wilhelm sagt, was dann passierte, darin muss man Erfahrung haben, sonst überfällt einen das. Innerhalb von ein paar kurzen Minuten wächst so ein Pulk zu einer schreienden Masse. Es stört die

Scharia-Studenten, dass dort ein westliches Filmteam eine afghanische Frau filmt. Innerhalb weiterer kurzer Minuten hat die schreiende Masse Knüppel in der Hand, die die Studenten sich aus dem Regal einer Bäckerei besorgt haben.

Martin Lang, der Sicherheitschef, war nicht da an dem Tag, er war im Isaf-Lager. Selbst er, der Profi, war nicht darauf gekommen, dass es in der Universität gefährlich sein könnte.

Matthias Kock versuchte, die Islamisten zu beruhigen. Kock ist Aladags politischer Berater, auch er ein ehemaliger Bundeswehrmann. Er hat die letzten fünf Jahre für verschiedene politische Organisationen gearbeitet, er spricht Dari, fährt auf einem Motorrad durch Masar-i-Scharif und trägt das traditionelle Paschtunen-Gewand, das ihm bis zu den Knien reicht. Er sieht aus wie ein hängengebliebener Rucksacktourist, doch er kennt die politischen Zusammenhänge und die Lokalpolitiker, er weiß, wie man mit den Maliks, den Dorfvorstehern, um Dreherlaubnisse feilscht. Vielleicht weiß er auch, wie man Islamisten beruhigt.

Er versuchte, mit den schreienden Studenten auf Dari zu reden, vergebens. Er funkte Martin Lang an. Lang, im JDOC, der Kommandozentrale, alarmierte eine sich in der Nähe befindende Patrouille, zwei gepanzerte „Dingos“ mit lafettierten Maschinengewehren auf dem Dach. Sie soll-

* Ronald Zehrfeld (2. v. r.), Felix Kramer (r. hinter Feo Aladag).

ten zur Universität fahren, sich aber zunächst außer Sichtweite halten. Inzwischen war auch die ANP gekommen, die Afghan National Police. Kock wollte das Filmteam evakuieren, doch die ANP hatte die Ausgänge der Universität blockiert. Das Filmteam kam nicht mehr raus, es wurde eng.

Lang sagt: „Die Polizisten haben das Richtige gemacht. Sonst hätte sich der Konflikt auf die Straße ausgeweitet. Das Problem war nur: Die Patrouille war nur ein paar Minuten entfernt. Wäre die dort aufgetaucht, hätte es eskalieren können.“

Er konnte die „Dingos“ gerade noch zurückhalten, die afghanische Polizei bekam die Situation in den Griff. Was blieb, war ein durchgerütteltes Filmteam. Einige wollten aufhören und nach Hause fahren. Aladag musste zum Gouverneur zu einem Krisengipfel mit den Scharia-Studenten. Und Mohsi, der Hauptdarsteller, schickte in krummem Englisch eine SMS an Aladag: „Dont wary. I love u.“

Der Oberstleutnant Wilhelm hat den Deutschen zwei Zelte an den Rand des Lagers bauen lassen, ein Männerzelt für die 32 Männer, einschließlich der Schauspieler, ein Frauenzelt für die 8 Frauen. Sie alle essen mit den Soldaten in der deutschen Feldküche. Früher konnte man zu den Amerikanern gehen, wo es deutlich besser schmeckte und auch atmosphärisch mehr Glamour hatte, aber die Amerikaner haben ihre Kantine jetzt für deutsche Zivilisten gesperrt.

Die meisten Männer im Filmteam sehen aus wie Kriegsdienstverweigerer, und sie haben angefangen, den Oberstleutnant Bernd zu nennen, aber auch das stört Wilhelm nicht.

Zur letzten Zigarette in der Nacht sagt er: „Ich lerne hier viel. Aber ich habe von Anfang an gefragt: Was haben wir, die Bundeswehr, eigentlich davon?“

Und?

„Ich hoffe, dass irgendeiner mal in das Drehbuch geguckt hat.“

Was die Bundeswehr, was Deutschland von diesem Film haben wird? Vielleicht endlich ein paar andere Bilder von diesem Krieg als ewig dieselben; Bilder von den Menschen, die auf beiden Seiten in ihn verstrickt sind, 24 Stunden am Tag, und die ihm ein Narrativ geben; endlich andere Erzählungen als die von gefallenen KSK-Männern, falschen Entscheidungen bei Tanklastzügen oder einem betrunkenen Soldaten im Lager, der sich selbst erschießt. Aladag glaubt, es gebe kaum einen anderen Ort, an dem die globalen Konflikte so komprimiert zu erkennen seien: zwischen den Religionen, zwischen Arm und Reich, zwischen Bildung und Analphabetismus, Unterdrückung und Selbstbestimmung.

Der Bundeswehr fiel irgendwann auf, dass Frau Dr. Aladag auch ein polnisches Kindermädchen mitgebracht hatte. Wofür eigentlich?

„Lone Ranger“-Star Depp



SCHAUSPIELER

Reif für die „Fuck Off“-Insel

Johnny Depp galt mal als der Rebell von Hollywood. Mittlerweile parodiert er sich am liebsten selbst. Jüngster Tiefpunkt: das Western-Spektakel „Lone Ranger“.

Vor ein paar Wochen, kurz vor seinem 50. Geburtstag, offenbarte Johnny Depp ein Geheimnis. Es waren nur wenige Sätze in einem Interview, ein kleiner Einblick in die Abgründe einer Schauspielerseele, aber mit großem Spielraum für Interpretationen. Das Geheimnis, das jetzt keines mehr ist: Johnny Depp guckt keine Johnny-Depp-Filme.

Der letzte Johnny-Depp-Film, den Johnny Depp selbst gesehen hat, war „The Libertine“ im Jahr 2004, und auch den nur, weil ihn damals der Regisseur ausdrücklich darum gebeten hatte. Auf diese Weise, sagte Depp der Zeitschrift „Rolling Stone“, könne er sich den Glauben bewahren, dass der Regisseur gute Arbeit geleistet und immer Depps beste Szenen ausgesucht habe. Er, Johnny Depp, sei so auf jeden Fall „besser dran“.

Die freundliche Deutung dieser Verweigerung in eigener Sache geht so: Johnny Depp ist ein Perfektionist und derart bescheiden, dass er sich selbst nicht gern

auf der Leinwand betrachtet. Die unfreundliche, die wahrscheinlichere: Johnny Depp hat Geschmack. Er weiß, dass er seit zehn Jahren keinen einzigen guten Film mehr gedreht hat. Warum also sollte er sich den Mist noch angucken? Es reicht, wenn es weltweit Millionen andere Deppen tun.

Ignoranz muss man sich leisten können. Johnny Depp besitzt eine eigene Insel, Little Hall's Pond Cay auf den Bahamas, er selbst nennt sie „Fuck Off Island“. Finanziell gesehen ist er der erfolgreichste Schauspieler der vergangenen zehn Jahre. Allein die Seeräuber-Komödie „Pirates of the Caribbean“ („Fluch der Karibik“) aus dem Jahr 2003 und ihre bisher drei Fortsetzungen mit Depp als Freibeuter-Kapitän Jack Sparrow haben an den Kinokassen weltweit insgesamt rund 3,7 Milliarden Dollar umgesetzt, die Kinderbuch-Adaption „Alice im Wunderland“ (2010) noch mal gut eine Milliarde.

Auch in Deutschland hat er viele treue Fans: Sein letzter Film, die Vampir-Farce